

hätten wir bei Psychosen in der Leukotomie eine Beeinflussung des gleichen Strukturgebietes vom leiblichen Pol her.

Für die ethische Beurteilung einer Persönlichkeitsveränderung ist maßgebend, ob der eigentliche personale Vollzug, das verantwortungsgetragene freie Handeln nach Wertnormen beeinträchtigt wird. Dies scheint bei der Leukotomie nicht der Fall zu sein. Natürlich besagt die Beobachtung, daß die intellektuelle Befähigung durch den Eingriff kaum einmal verändert wird (Müller, S. 97), nicht schon alles; denn Persönlichkeit ist mehr als Intellekt. Die Feststellung einer erschwerten Wesenserfassung des eigenen Ich gibt fürs erste trotz unveränderter Verstandestüchtigkeit sehr wohl zu denken. Jedoch ist zu beachten, daß hier die Grundlage für die Beurteilung der Veränderung nicht eine gesunde Normalpersönlichkeit sein kann, sondern jene kranke Form, die den Arzt vor die Entscheidung für oder gegen die Leukotomie stellt.

Die Frage ist also, ob die zu erwartende Veränderung für den schon kranken Menschen überhaupt eine Schädigung oder wenigstens eine weitere Beeinträchtigung seiner eigentümlich menschlichen Betätigung als geistbegabtem Wesen bedeutet. Offensichtlich trifft dies bei den in der Literatur vorgestellten Fällen nicht zu. Dem Außenstehenden kann zwar leicht der Kranke vor dem Eingriff in seiner Erregung oder Angst mehr „bei sich“ erscheinen als der Operierte in seiner Distanziertheit. Trotzdem ist jener in seiner falschen Ausrichtung ebenso wenig einer personalen Entscheidung fähig, wie vielleicht dieser auf Grund mangelnder Anteilnahme. Es ist nicht so, als würde der Kranke, etwa zugunsten einer besseren Einordnung in die Anstaltsgemeinschaft, seiner personalen Initiative erst beraubt. Er hat sich nach der Operation lediglich aus einem Gebiet zurückgezogen, in dem er ohnedies unterlegen war.

Daß übrigens die mangelnde Ich-erfassung durchaus keine allgemeine oder sehr bedeutende sein muß, zeigen Berichte über Kranke, die sich beim Arzt für die geleistete Hilfe bedanken, als einsichtig beschrieben werden, am Leben anderer Anteil nehmen, ja die Fähigkeit zu Humor besitzen, ohne daß eine euphorische Enthemmung festzustellen wäre (v. Braunmühl, Seite 272 f.; Müller S. 101). Gerade Humor setzt die Fähigkeit voraus, sein eigenes Ich von Personen und Ereignissen überlegen abzuheben.

Dabei soll durchaus nicht übersehen werden, daß die Verminderung der gemütsmäßigen Spannkraft nach dem chirurgischen Eingriff ein für allemal gesetzt bleibt und so nur verantwortet werden kann, wenn der Schaden der Geisteskrankheit ohne Operation als ebenso unbehebbar angesehen werden muß.⁶ Die sehr eingeschränkte medizinische Indikation für den Eingriff zeigt, daß an dieser Verantwortung nicht vorbeigesehen wird (v. Braunmühl, S. 273 f.; Müller, S. 106 f.).

Georg Trapp S. J.

Woran sie glauben

Leben wir tatsächlich heute in der Zeit eines neu aufbrechenden Glaubensbewußtseins und einer Rückkehr zum Christentum? Manche Zeichen scheinen darauf hinzudeuten. Man kann hier auf bekannte Persönlichkeiten hinweisen, die sich praktisch oder doch wenigstens theoretisch dem Christentum zugewandt haben: auf Alfred Döblin und Karl Jakob Hirsch etwa, die beide ihren Weg der Wandlung in Bekenntnisbüchern dargelegt haben¹, oder auf Franz Werfel, auf

⁶ Vgl. R. Römer, Zum Thema „Psychochirurgie“. Med. Klinik 42/13 S. 561 f.

¹ Döblin: „Der unsterbliche Mensch“, Alben, Freiburg, 1946. — Hirsch: „Heimkehr zu Gott“, Desch, München, 1946.

Henri Bergson und andere. So hat auch der unverwüstliche Zyniker und geistvolle Skeptiker Bernard Shaw jetzt eingestanden: „Ich bekenne, daß ich, nachdem ich nun bald 60 Jahre Menschen und Erde studiert habe, keinen anderen Ausweg aus dem Elend der Welt sehe, als den vom Christentum gewiesenen Weg.“ Man kann weiter darauf hinweisen, daß das Gefühl der Verlorenheit, des Ausgeliefertseins den Menschen unserer Zeit geradezu zum Glauben hintreibe, daß er durch die so stark erlebte Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit dazu gedrängt werde, seine einzige Hilfe und den einzigen Weg bei Gott zu suchen, um aus der existentiellen Furcht zur wahren Gottesfurcht zurückzufinden. Denn er will die bedrückende Angst loswerden, daß alles, was er anfaßt, sich unversehens ins Nichts auflöst. Nicht wenige erwarten darum gerade vom Christentum heute die Wende, um nicht zu sagen: geradezu ein Bekehrungswunder für unsere Zeit.

Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, daß eine jahrzehntelange Unterhöhnung des Glaubensgutes, eine Verwässerung und Verschiebung des Glaubensbegriffes, seine gänzliche Trennung von der Offenbarung und von der Frage nach der Wahrheit ihre Wirkung am Menschen nicht verfehlt haben. Der fortschreitende Prozeß der Verweltlichung des gesamten Lebens und der zunehmenden Glaubenslosigkeit in breitesten Schichten des Volkes ist noch nicht zum Stillstand gekommen. So wird Glaube heute vielfach gar nicht mehr als eine letzte persönliche Entscheidung des ganzen Menschen für den persönlichen Gott aufgefaßt, sondern höchstens als eine gefühlsmäßige Verzierung des Lebens, ohne die man im Grunde auch auskommen kann.

Um zu zeigen, wie sehr heute bei vielen Menschen die eigentliche Glaubenssubstanz geschwunden ist, seien hier aus unserer Zeit einige Beispiele

aufgezeichnet, von denen jedes für viele gleichartige steht.

Wie verwässert heute das ist, was man Religion und Glauben nennt, dafür zunächst ein Beispiel. Als jemand Wolfgang Borchert, dem mit 26 Jahren 1947 gestorbenen und als „Woyzeck des 20. Jahrhunderts“ gepriesenen Dichter, sagte: „Sie sind ein religiöser Dichter. Warum verbergen Sie es?“, da antwortete er: „Natürlich bin ich ein religiöser Dichter. Ich verberge es nicht. Ich glaube an die Sonne, an den Walfisch, an meine Mutter und an das Gras. Genügt das nicht? Das Gras ist nämlich nicht nur das Gras.“ In seiner heftig umstrittenen dramatischen Bildfolge „Draußen vor der Tür“ ist Gott ein alter Mann, an den keiner mehr glaubt und der es doch nicht ändern kann. Niemand antwortet dem Menschen unserer Zeit auf seine Verzweiflungsschreie, auch Gott nicht.

Bei anderen ist Glauben nur ein dumpfes Gefühl, aus dem keinerlei persönliche Verantwortung erwächst. So stellt sich in seiner Mappe „Jazz“² der 1869 geborene französische Maler Henri Matisse selbst die Frage: „Ob ich an Gott glaube?“ Und er beantwortet sie sich mit den Worten: „Ja, wenn ich arbeite. Wenn ich mich unterordne und bescheiden bin, dann fühle ich, daß jemand mir hilft, der mich Werke schaffen läßt, die über mich hinausgehen. Und doch fühle ich ihm gegenüber keinerlei Dankbarkeit; denn für mich gleicht er einem Zauberer, dessen Kunststücke ich nicht durchschauen kann, und so bin ich um den Gewinn an Erfahrung gebracht, der eigentlich der Lohn meiner Mühen sein sollte. Ich bin undankbar ohne Reue.“

Bei anderen wieder wird nicht das Religiöse rundweg abgelehnt, aber es wird jenseits der Kirche gesucht. Man zimmert sich seinen eigenen Glauben

² Verlag Gerd Hatje, Stuttgart.

zusammen, so wie es einem gefällt. Man bekennt sich dann wie der holländische Dichter Jef Last zu einer „Konfession des Menschen, der guten Willens ist, obwohl er keiner Kirche angehört“: „Ich bin ein religiöser Mensch, beeinflusst von den Evangelien, aber auch von der chinesischen Philosophie, doch einer Kirche gehöre ich nicht an“.³

Eine andere Gruppe legt Wert darauf, zu betonen, daß sie nicht religiös sei, aber sie verwendet das Religiöse als künstlerisches Symbol, als Einkleidung und Kulisse. So schuf der heute in England lebende Maler Oskar Kokoschka eine erschütternde religiöse Graphik „Zur Erinnerung an die Kinder Europas, die wegen Kälte und Hunger diese Weihnachten zugrunde gehen müssen“ für das amerikanische Hilfswerk zur Rettung von Wiener Kindern.⁴ Ein ans Kreuz geschlagener Christus streckt voll Mitleid zu der unter dem Kreuz stehenden Menge seine rechte Hand herunter, um ihr zu helfen. Aber derselbe Kokoschka erklärt dazu: „Ich bin nicht religiös“.

Die Einstellung des einfachen Mannes aus dem Volke zur Frage des Glaubens zeichnet der aus Oberschlesien stammende Dichter August Scholtis in einer kleinen Erzählung über den Berliner Briefträger „Emil Grunschke“.⁵ Hier ist eine sehr handgreifliche Argumentation zu finden, wie man ihr vielfach begegnet. Grunschke weiß, daß sein Vater noch an Gott glaubte. Und auch in ihm wirkt noch seine Erziehung von der Kindheit fort. „Man sollte vielleicht an Gott glauben und wegen der Rente beten.“ Meta, Grunschkes Frau, aber sagt, „es gäbe gar keinen Gott. Wenn es einen Gott gäbe, dann gäbe es auch Gerechtigkeit. Aber es gibt keine Gerechtigkeit, folglich auch keinen Gott.“ Grunschke selbst läßt sich

von diesen „durchschlagenden“ Beweisen anstecken: „denn wer weiß, ob es einen Gott gibt. Wenn Emil Grunschke später eine Rente kriegt von der Post, dann gibt es einen Gott. Denn dann gibt es eine Gerechtigkeit. Aber es gibt keine Gerechtigkeit, und wir werden ja sehen, ob es eine Rente gibt.“

Bei den Gebildeten dagegen reicht aus dem 19. Jahrhundert herüber noch ein mächtiger Strom des Rationalismus und der Ablehnung des Christentums in unsere Zeit hinein. Ein Beispiel dafür ist die Einstellung des von manchen als größter lebender Romanschriftsteller Englands gerühmten, heute etwa siebzigjährigen Edward M. Forster. Er veröffentlichte 1938 eine Schrift „Two Cheers for Democracy“⁶ mit dem Traktat „Woran ich glaube.“ Darin bekennt er: „Eigentlich halte ich nichts vom Glauben. Ich bin sozusagen nicht glaubensgläubig ... Der Glaube, wie ich es sehe, ist eine Art geistigen Stärkemehls, das so sparsam wie möglich zugesetzt werden sollte. Ich kann das Zeug nicht leiden. An seinen Eigenwert glaube ich überhaupt nicht. In meiner Welt sind Erasmus und Montaigne die Gesetzgeber, nicht Moses und der hl. Paulus. Mein Tempel steht nicht zu Jerusalem auf dem Berge Moriah, sondern in jenen Elysischen Gefilden, in denen sogar die unmoralischen Geister Einlaß finden.“ Er glaubt nur an menschliche Beziehungen, an Duldsamkeit und die Werte der Demokratie. Er behauptet: „Keine Form des Christentums und keine Alternative zum Christentum wird der Welt den Frieden und dem einzelnen Gesundheit bringen; keine innere Wandlung wird eintreten ... Ich kann nicht glauben, daß das Christentum jemals mit der verpfuschten Welt der Gegenwart fertig werden wird, und ich glaube, daß der Einfluß, den es heute noch besitzt, mehr dem Kapital als dem geistigen Widerhall zuzuschreiben ist. Es war

³ Vgl. Jan Molitor in „Die Zeit“: 6. 5. 48.

⁴ Vgl. „Neue Auslese“: I, 5. und „Die Zeit“: 1. 5. 47.

⁵ in „Die Zeit“: 8. 4. 48.

⁶ The Hogarth Press, London. Vgl. „Neue Auslese“: I, 3.

einmal eine geistige Macht, aber das Geistige, das es beseelt, bedürfte neuer Prägung, wenn es wieder wie einst die Wogen glätten soll, und zwar wahrscheinlich in außerchristlicher Form“.

Der Zwiespalt, der mitten durch unsere Zeit geht, wird aus den mitgeteilten Zeugnissen offensichtlich, und erst eine späte Rückschau wird endgültig sagen können, ob unser Jahrhundert eine neue Hinwendung zum Christentum oder einen weiteren Abfall von ihm gebracht hat. Der

christliche Glaube strahlt in jedem Jahrhundert, auch in diesem, so viel Licht aus, daß keiner, der guten Willens ist, im Dunkel irren muß; er trägt aber auch so viel Dunkel in sich, daß er ein Wagnis bleibt und vom Menschen verfehlt werden kann. Der Glaube ist und bleibt ein tiefes Geheimnis, das einmündet in das undurchdringliche Mysterium des Zusammenwirkens von menschlicher Freiheit und göttlicher Gnade.

Herbert Gorski S.J.

Besprechungen

Die geistigen Grundlagen der politischen Parteien. Von Rainer Barzel. (198 Seiten) Bonn 1947, Götz Schwippert-Verlag.

Während in anderen Ländern die politischen Parteien oft mehr Augenblicksinteressen dienen, stehen in Deutschland von jeher die wichtigsten politischen Parteien unter dem bestimmenden Einfluß von Weltanschauungen. Diese Tiefgründigkeit dürfte kein Schaden sein. Sie ist auch, mehr als die Kürze der Geschichte parlamentarischer Erfahrung, die Erklärung dafür, daß das politische Leben in Deutschland einen Grad der Leidenschaftlichkeit zeigt wie wohl nirgendwo sonst. So wird man es verstehen, daß obiges Büchlein uns die geistigen Grundlagen der deutschen Parteien vorzuführen sucht. Der materialistischen Weltanschauung werden — im großen ganzen — der marxistische Kommunismus, der Sozialismus und die Sozialdemokratische Einheitspartei Deutschlands (SED) zugeteilt. Dem revisionistischen Sozialismus wird ein ernstes Ringen um das Wohl der Arbeiterschaft zuerkannt. Doch leide er an der Tragik des Kompromisses zwischen dem Marxismus und der persönlichen Freiheitsordnung. Die SED nennt der Verfasser „die Krone der sozialistischen Kompromisse“ (103). Von ihrer Einheitsbestrebung, die zur Vereinerleung und zur Unterdrückung jeder Minderheit zu führen drohe, sagt er: „Der Einheitskultus ist der Sieg der Gleichheit über die Freiheit“ (104). Der idealistischen Weltanschauung, für die Gott und mit ihm das Gottesbild in der menschlichen Person der

Ausgangspunkt des Politischen ist, rechnet der Verfasser das Zentrum und die Christlich-Demokratische bzw. Christlich-Soziale Union zu. Dabei gilt offensichtlich dem Zentrum seine Sympathie. Es scheint ihn — entgegen seiner sonstigen Wertschätzung des Weltanschaulichen — wenig zu behindern, daß das (heutige) Zentrum keine weltanschauliche Partei — abgesehen von der Vertretung des Naturrechts — sein will. Wie er sich die Durchsetzung der weltanschaulichen Belange im Zentrum denkt, zeigen die von ihm angeführten Worte des Zentrumsvertreters Spiecker: „Darum sollten die großen wirklichen weltanschaulichen Probleme im vorparlamentarischen Stadium durch Volksentscheid geklärt werden, damit den gesetzgebenden Körperschaften nur die Aufgabe bleibt, den durch individuellen Entscheid jedes einzelnen Bürgers zum Ausdruck gekommenen Willen des Volkes in die bestmögliche Gesetzesform zu kleiden“ (160). Für die bisher nicht genannten kleineren Parteigruppen stehen nach dem Verfasser mehr Augenblicksinteressen im Vordergrund. Methodisch gilt für Barzel als Grundsatz die Annahme, daß alle Parteien ehrlich das Beste wollen. Nur diese vornehme Auffassung könne das politische Leben adeln. Solange nicht totalitäre Systeme die freie Entfaltung der Parteien unterdrücken, müßte der Stimmzettel nicht nur von der Hand, sondern vom Gewissen gereicht sein. Über dem politischen Leben wehen die zwei Fahnen, die den Gang der Weltgeschichte lenken.

J. Gemmel S.J.